

Die Heilung eines Aussätzigen und Corona

(Predigt zum 6. Sonntag i. J.: Lev 13,1-2.43ac.44ab.45-46; 1 Kor 10,31-11,1; Mk 1,40-45)

Es kommt einem kaum über die Lippen – „Wort des lebendigen Gottes“ – nach dieser 1. Lesung aus dem Buch Levitikus. Diese unmenschlichen Anweisungen für schwerstkranke Menschen sollten Gottes Willen widerspiegeln? Das kann doch nicht sein!

Aussatz oder Lepra galt in der Antike als eine der schlimmsten Krankheiten. Von Geschwüren zerfressen, bei lebendigem Leib verfaulend, mehr und mehr geistig zerfallend, konnte sich dieses Sterben auf Raten annähernd 10 Jahre hinziehen. Vielleicht noch schlimmer als die Krankheit selbst war die totale Isolation. Aussätzige waren verdammt, fern von der vertrauten Gemeinschaft der Familie und des Dorfes zu leben und „unrein, unrein“ zu schreien, sobald sich ihnen jemand näherte. Wer diese Regeln übertrat, musste damit rechnen, wie ein räudiger Hund mit Steinen verscheucht zu werden. Lange vor dem physischen Tod war man schon dem sozialen Tod preisgegeben. Man war *lebendig tot*.

Und zu allem Überfluss wurde es, wie wir gehört haben, auch noch religiös verbrämt. Dass auch noch Gott hinter diesen grausamen Gesetzen stand, konnte nur bedeuten: Man war nicht nur ausgeschlossen von der menschlichen Gemeinschaft, sondern auch von der Gemeinschaft mit Gott. Schlimmeres konnte einem im Grunde nicht widerfahren.

Wir aufgeklärten Menschen des 21. Jahrhunderts sind wohl geneigt auszurufen: *Wie unsäglich archaisch, primitiv, barbarisch!* Doch wir sollten vorsichtig sein. Machen wir einen Sprung von etwa 3000 Jahren ins Jahr 2020. *Social distancing* meint zwar in erster Linie nicht die *soziale* Distanzierung voneinander, wie das Wort eigentlich nahelegen würde, sondern eine *räumliche*. Aber erinnern wir uns! Totale Isolation von alten, dementen und besonders sterbenden Menschen, weggesperrt in Krankenhäusern und Seniorenheimen – auch das war eine der Maßnahmen der Covid-19-Pandemie. Wie viele Angehörige waren und sind verzweifelt, weil ihnen verwehrt wurde, beim Sterben eines lieben Menschen dabei sein zu können. Waren dies weniger archaische, primitive und barbarische Reflexe und Regeln als im alten Israel, nur weil sie nicht im Namen Gottes, sondern im Namen der Wissenschaft, der Epidemiologie verhängt wurden?

In der Tat gibt es in unserer Gesellschaft, und zwar bis weit in die Kirche hinein, einen unübersehbaren und bezeichnenden Paradigmenwechsel: An die Stelle des Vertrauens auf Gott ist weithin das Vertrauen auf die Wissenschaft getreten. Während man sich in früheren Jahrhunderten zu Bittgottesdiensten versammelte, Bittprozessionen veranstaltete, Gebetsstürme entfachte, lässt man heute, teils in vorauseilendem Gehorsam, Gottesdienste ausfallen und verbietet gemeinschaftliches Beten. Und obwohl der Staat das Verbot öffentlicher Gottesdienste schon längst aufgehoben hat, verhindert panische Angst so mancher Pfarrer und Pfarrgremien nach wie vor ein den Wünschen und Bedürfnissen vieler Gläubiger entsprechendes Angebot an Gottesdiensten. Mir scheint, dass die Kirche in Deutschland diesbezüglich ein teils klägliches Bild abgegeben hat und abgibt.

Schauen wir vor diesem Hintergrund auf unser heutiges Evangelium und das Bild dazu. Wir sehen die berühmte Darstellung aus dem „Codex Aureus“, dem „Goldenen Evangelienbuch“, das um 1040 in Echternach entstand. Die Szene, wie sie hier gemalt ist, nimmt Bezug auf das Matthäus-Evangelium. Nach dessen Überlieferung hatte Jesus seine erste Predigt nicht in der Synagoge von Kafarnaum, sondern auf einem Berg gehalten: die danach benannte Bergpredigt. Als Jesus vom Berg hinunterstieg, kam ihm dieser Aussätzige entgegen. Genau das wird dargestellt: Jesus, von oben kommend, zu uns Menschen hinabsteigend in die tiefsten Tiefen, in die Menschen fallen können.

Beide Hauptpersonen der Begegnung sind Tabubrecher. Zunächst der Aussätzige, der sich Jesus nähert, anstatt ihn und die ihm Folgenden, wie es seine Pflicht gewesen wäre, mit den Schreien „unrein, unrein“ von sich fern zu halten. Damit übertrat er ein absolutes gesellschaftliches und religiöses Tabu. Was ging in ihm vor? Rechnet er im Grunde doch damit, dass er, wie sonst auch, mit Verwünschungen und Flüchen weggejagt würde und will es einfach einmal versuchen? Oder spürt er: *Dieser hier, Jesus, ist anders als die anderen. Er wird mich nicht wegschicken. Er wird mich zu sich kommen lassen.* Wir wissen es nicht. Wahr-

scheinlich war es ein Hin- und Hergerissen-Sein zwischen Hoffen und Bangen, Vertrauen und der Angst, erneut enttäuscht zu werden. Doch der Maler des Echternacher Evangeliars malt den Kranken mit einem schier grenzenlosen Vertrauen. Die fast überproportioniert großen und leeren Hände streckt er Jesus bittend entgegen. Die großen Augen wenden sich mit unglaublicher Sehnsucht nach oben. Die ganze Gestalt ist gebeugt, besonders die Knie sind es. Sicher auch unter der Last der Krankheit. Aber vielleicht soll auch eine Geste der Anbetung angedeutet werden. Jedenfalls hat der Aussätzige nichts Abstoßendes, wie ihn der Künstler gemalt hat, sondern strahlt eine unglaubliche Würde aus in seiner flehenden und sehnsüchtigen Hinwendung zu Jesus aus; eine Würde, die besonders von Krankheit gezeichneten Menschen eigen ist.

Der zweite Tabubrecher ist Jesus. Und was für einer. Es hätte ja genügt, dem Kranken zuzuhören, ihn aber ansonsten auf Distanz zu halten. Allein das wäre schon viel gewesen. Stattdessen lässt er ihn nahe an sich herankommen, ja noch mehr, er geht ihm entgegen: Denn er „*streckte die Hand aus und berührte ihn*“. Es fällt nicht schwer, sich die Entsetzensrufe der Umstehenden vorzustellen. *Was macht er nur! Ist er verrückt geworden und von Sinnen? Will er sich und uns krank machen und ins Grab bringen?*

Worum geht es hier? Überliefert Markus diese Begegnung, um sie zur Nachahmung zu empfehlen? Nein, denn zunächst geht es um etwas anderes. Einen Aussätzigen zu heilen war für Menschen der Zeit Jesu gleichbedeutend mit der Auferweckung eines Toten und daher allein Gott möglich. Die Evangelisten zeigen, dass der, von dem es zuvor geheißen hatte, dass er mit göttlicher Vollmacht predigte, auch mit göttlicher Vollmacht handelte.

Doch Jesu Tun hat auch Nachahmer gefunden. Zu den berühmtesten gehören der belgische Priester Damian de Veuster, der im 19. Jahrhundert auf der Pazifik-Insel Molokai ausgesetzte Lepra-Kranke bis zur Erschöpfung und dem eigenen Tod pflegte. Oder die aus Leipzig stammende Ordensfrau Ruth Pfau, die in Pakistan für tausende Lepra-Kranke ein unendlicher Segen war. Oder die Ärzte und Pflegekräfte unserer Zeit, die die räumliche Distanz zu den an Covid-19 Erkrankten überwinden, sie behandeln und pflegen und nicht selten selbst dadurch angesteckt wurden und werden. Besonders während der ersten Welle der Pandemie starben in Italien deutlich über 200 mit dem Virus infizierte Ärzte und ca. 50 Pflegekräfte. Nun, all diese Menschen haben das Tun Jesus, manche bewusst, manche unbewusst, aus Berufung oder von Berufs wegen oder aus beiden Gründen nachgeahmt.

Dennoch noch einmal die Frage: Wozu will uns und die Kirche das Evangelium dieses Sonntags einladen, wenn nicht vor allem zur Nachahmung Jesu? Vielleicht kann man es so sagen: Jesus ruft nicht zur Unvernunft, sondern zur Nachfolge auf. Und diese kann manchmal Nachahmung bedeuten, muss es aber nicht. Angewandt auf das Beispiel der Pandemie könnte das einerseits bedeuten: Es ist gerade nicht Ausdruck echten Glaubens und treuer Nachfolge, wenn manche Fromme sagen: Die Abstands- und Hygiene-Regeln ignoriere ich, weil ich es wie Jesus mache und auf Gott vertraue, dass schon nichts passiert. Was sich hier als Glaube ausgibt, ist Vermessenheit, die Gott versucht und ihn manipulieren will. Als Satan Jesus eingibt, er solle sich doch mal vom Tempel hinunterstürzen, denn in Ps 91 stehe doch, so sein scheinfrommes Gesülze, dass Gott seine Engel schicken und zumal seinen Sohn vor Unheil bewahren werde, schleudert ihm Jesus ins Gesicht: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.*

Stattdessen könnte uns das heutige Evangelium eine zweifache Weise der Nachfolge ans Herz legen: 1. Ich gehe wie Jesus dahin, wo ich Menschen wahrnehme, die auf verschiedenste Weise ausgegrenzt, gemobbt, verfolgt und an den Rand gedrängt werden und für die sich viele einfach nicht mehr interessieren. 2. Ich versuche, mich auch im Aussätzigen wiederzufinden, der seine Wunden, seine Krankheit, seine Not, auch seine Schuld, die das eigentlich Unreine an uns Menschen ist, zu Gott, zu Jesus Christus bringt – mit großen, leeren Händen und mit sehnsüchtig nach oben blickenden Augen. Mich in beiden wiederzufinden, macht mich zu beidem: zu einem Trostspender wie Jesus und zu einem Trostepfänger wie der Aussätzige.

Bodo Windolf